

30 Jahre Aufbau West

Wie der Osten dem
Westen auf
die Sprünge half
S. 6/7



Fröhlich sein und singen

Was Heimatlieder
uns von der
DDR-Zeit erzählen
Alltag S. 22

Fotografie ohne Grenzen

So alt wie die
Einheit:
Die Agentur
Ostkreuz
Kultur S. 15



LINKS: DHH/DFK, FOTO: INA SCHOENBERG

Nicht die letzte Zäsur

30 Jahre Einheit Wer daraus lernen will, muss aufpassen, dass einförmiges Denken nie wieder zum Diktat erstarrt, wie dies 1990 geschehen ist

■ Lutz Herden

Jüngst stieß ich auf einen von mir für *freitag.de* verfassten Kommentar zu 19 Jahren Einheit und war peinlich berührt. Da stand gleich am Anfang, die Wut sei einem gründlicher abhandengekommen als Schlager-Süßstafeln, Tüve Schur und die *Aktuelle Kamera*: „Sie ist versunken im Diskursbrei oder wurde weggeblasen, als wir uns wieder ein Stück durch den Windstromkanal quälten, der unsere Entwicklung zum Neuen Menschen testet: es eloquent und nichtssagend sind wir schon?“

Das klingt zwar alles angebracht, gehört aber ins Abklingbecken des Erregungsverzichts und resignativen Realismus. Wozu muss einem der ewig gleiche Psalm von den Lippen tropfen? Die Einheit ist schließlich vollendet, ein gesellschaftlicher Aggregatzustand, wie das Wasser ein natürlicher. Das soll kein Werturteil sein, eher eine Zustandsbeschreibung, die einem irreversiblen Vorgang gilt. Da der DDR mit dem Regimewechsel 1989/90 die politische Selbstbestimmung abhanden kam, unterwarf sie das einem fremdbestimmten Systemwechsel, der in perfekter – eben vollendender – Weise funktioniert hat. Ökonomische Verhältnisse, inklusive ihrer materiellen Träger, der Betriebe und Belegschaften, so gründlich abzuräumen, das taugt zum Muster und offenbart Brachialität, wenn politischer Wille die Flanken deckt.

Dem Kapitalismus wird oft geraten, um zu überleben, müsse er aufhören, er selbst zu sein. Im Ostdeutschland hat eine oktroyierte Wirtschaftsordnung zeigen dürfen, was in ihr steckt, wenn sie sein darf, wie sie will. Insofern ist die entstandene, in der Regel folgenlos beklagte Kluft zwischen West und Ost kein Kollateralschaden einer radikalen Transformation, sondern Konse-

quenz derselben. Dies war sicher nicht verabredet, aber darauf angelegt, dass es ausging, wie es kam. Ein müßiges Unterfangen, deshalb entrüftet das Alphabet der Klassenunterschiede in der Hoffnung auf ihr Verschwinden herzusagen. Konzernzentralen werden so wenig en masse in den Osten ziehen, wie ostdeutsche Kader demnächst in DAX-Unternehmen, Hochschulen, Justizverwaltungen oder Bundesregierungen das Sagen haben, vom Produktivitätsgefälle oder dem Manko bei Renten, Einkommen und Besitztümern ganz zu schweigen. Was soll sich daran ändern?

Es war darauf angelegt, dass es so ausging, wie es kam

Der Westen dürfte kaum auf Stagnation bedacht sein, damit der Osten gleichzieht. Der Status quo wird von Dauer, bestenfalls kein ewiger sein. Die Frage ist eher, wie lange noch werden die politische Kultur und das soziale Leistungsvermögen aushalten, was ihnen seit drei Jahrzehnten aus Gründen der Staatsräson und des Systemerhalts aberlangt wird? Waren das womöglich die besten Jahre der Einheit? Beschlich den seelsorgerisch veranlagten Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker eine Ahnung, als er in seiner Rede am 3. Oktober 1990 ermahnte, „sich zu vereinen, heißt teilen lernen“?

Das Dilemma dieses Tugendappells bestand weniger darin, dass von Weizsäcker anregte, was nicht zu halten war, sondern wissen musste, dass daraus nichts werden konnte. Es kam ein wenig, eigentlich ganz erheblich anders. Die Einheit erlaubte das anmutige Joggen in Mauerpark und Morgentau, aber sie hielt auch viel vom Aufblättern der Grundbücher, um klarzustellen, was auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung so alles

passieren konnte. Es war niemandem verwehrt, wie beim Fall der Mauer auch dann noch „Wahnsinn, Wahnsinn!“ zu rufen. Die Demokratie hielt das locker aus, sie hatte nichts dagegen und ihren Anteil daran, dass nach der „friedlichen Revolution“ von 1989 auch die Gegenrevolution im Jahr darauf friedlich blieb. Und wer wollte es schon riskieren, sie als solche zu erkennen oder gar beim Namen zu nennen?

Genau darin besteht die Lektion dieser drei Jahrzehnte. Nie wieder darf die Unbelehrbarkeit der Emotionen dazu missbraucht werden, die Weichen für das soziale und mentale Dasein einer ganzen Region so alternativlos zu stellen, wie das 1990 der Fall war. Nie wieder darf einförmiges Denken zum Diktat erstarren. Nicht noch einmal sollte bei einem Gesellschaftsumbau Macht so unwirsch und ungezügelt ausgespielt werden, wie das der zum Abwicklungsschrott erklärten DDR durch die Autoritäten des westdeutschen Staates wie der Treuhandanstalt widerfuhr. Dass die Regierung de Maizièrre einem erzwungenen und selbst verschuldeten Souveränitätsverlust verfiel, war für die Menschen im Osten ein Verhängnis sondergleichen. Spätestens am 18. März 1990, dem Tag der Volkskammerwahl, hatten sie damit jede Kontrolle über ihr Einheitsgeschick verloren.

Egal, was künftig in diesem Land an Zäsuren ansteht – eine derartige Missachtung von Gerechtigkeit und Würde sollte abschrecken. Ob es sich um eine von der Digitalisierung getragene Modernisierung des Gemeinwesens handelt oder einen ökologischen Prämissen gehorchenden ökonomischen Strukturwandel, der Ressourcen- und Klimaschutz genügt – überall sind Menschen betroffen, keine Objekte, die ergehen hinzunehmen haben, was ihnen zugeordnet ist. Es würde daher von einem unbändigen Lernwillen zeugen und das Jahr 1990 bewältigen helfen, würde ein Einheitsdenkmal nicht allein Berlin auferlegt, sondern Bonn Gleiches zugemutet. Auf diese Weise wäre den einst dort residierenden Verursachern und Vollstreckern Geltung verschafft, die sich um eine Einheit der Restauration verdient gemacht haben. Das käme nicht allein der Erinnerung zugute, es könnte Mahnung sein.

Michael Jäger benennt den Skandal um ein Atommüll-Endlager

Dass Gorleben ungeeignet ist, war immer klar. Doch Markus Söder juckt das nicht

Es ist jetzt heraus: Im Zwischenbericht „Teilgebiete“ der Bundesgesellschaft für Endlagerung – von Atommüll – wird Gorleben, der über Jahrzehnte umkämpfte Standort, nicht mehr genannt. 90 Gebiete werden zur Untersuchung freigegeben, die sich zu 54 Prozent der Fläche der Bundesrepublik summieren, zum Salzstock Gorleben aber erklärt Steffen Kanitz (CDU), ein Aufsichtsrat dieser Bundesgesellschaft, der Ort sei ungeeignet wegen seiner Gewässerchemie, eines nicht intakten Deckgebirges und anderer geologischer Mängel. Das ist ein großer Sieg derer, die sich gewehrt haben, nicht zuletzt der Bürgerinitiative Lüchow-Dannenberg, die ihre Organisationskraft einbrachte.

Dass dieser Kampf überhaupt ausgegossen werden musste, ist ein ungeheurer Skandal. Denn daran, dass Gorleben ungeeignet war, bestand nie ein Zweifel. Gab es nicht einen Bericht von Fachleuten, welche Orte infrage kommen könnten, schon Mitte der 1970er Jahre? In dem wurde auch Gorleben an den Kriterien gemessen, die vorgegeben waren, und erhielt 32 von 266 Punkten. Es schied also aus. Gorleben lag aber in einer wenig besiedelten Gegend, die zum an die DDR grenzenden „Zonenrandgebiet“ gehörte: Deshalb glaubte der damalige niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht (CDU), man könnte die Sache quasi unbemerkt von der Öffentlichkeit dort durchziehen. Dass der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt (SPD) erhebliche Bedenken äußerte, scherte ihn nicht. Helmut Schmidt machte darauf aufmerksam, dass der Salzstock in die DDR hineinreichte und dass diese dort Erdgasbohrungen durchführen ließ, wodurch die Höhlen unter Gorleben noch zusätzlich gefährdet waren.

Noch am 8. November 1976 benennt eine vertrauliche Kabinettsvorlage des niedersächsischen Landeswirtschaftsministers Walther Leisler Kiep (CDU) unter

drei Salzstöcken als möglichen Standorten Gorleben nicht mit. Am 11. November bringt aber derselbe Mann in einer Runde, zu der auch Bonner Minister angereist sind, Gorleben „als vierte Möglichkeit“ ins Spiel. Am 18. November wird der Ort handschriftlich in ein TÜV-Gutachten eingetragen, in dem er bis dahin nicht stand, und hat plötzlich, aus unerfindlichen Gründen, die zweithöchste Punktzahl. In einer zweiten Version desselben Gutachtens rangiert er ganz oben. Am 17. Februar 1977 schreibt Helmut Schmidt an Ernst Albrecht, Gorleben sei „ungeeignet“. Dennoch entscheidet sich die Landesregierung am 22. Februar für diesen Standort.

So wurde in der Bundesrepublik Politik gemacht – und wer nun glaubt, das sei Vergangenheit, kann sich gewaltig täuschen. Zeigt doch der Rückblick im Gegenteil, dass Politiker imstande sind, ein wissenschaftliches Gutachten, wie auch heute wieder eins vorliegt, ganz einfach zu ignorieren.

Es geschieht ja bereits. In seinem Land jedenfalls, so Markus Söder (CSU), der bayerische Ministerpräsident, gebe es keine geeigneten Standorte. Und dann hat er Nerven, die Herausnahme Gorlebens aus dem Suchprozess zu kritisieren. Dass die Ergebnisse einer jahrzehntelangen Erkundung in Gorleben nun nicht mehr berücksichtigt würden, könne er nicht nachvollziehen. Mit andern Worten, der Umstand, dass die Politik gegen jede Vernunft und Redlichkeit an Gorleben festhielt, soll ein „Argument“ sein – ja, er nimmt das Wort „Argumentation“ in den Mund –, es auch weiterhin zu tun. Bemerkenswert nebenbei noch, dieser Mann will möglicherweise Bundeskanzler werden. Gute Nacht, Deutschland, kann man da nur sagen.



Viel zu früh

Trauer „das alles hier. jetzt“, Anna Sterns neuer Roman, erzählt berührend radikal die Geschichte zweier Freundinnen

■ Beate Tröger

Zu den Facetten einer Freundschaft zählt auch die der geteilten Erfahrung von etwas Kreatürlichem und Körperlichem, das vertrauter werdende Neben- und Miteinander von Körpern im Raum. Matthias Claudius bemerkte dazu in seinem Text *Von der Freundschaft*: „Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammenstehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren.“

Anna Sterns vierter Roman *das alles hier. jetzt*, der aktuell auf der Shortlist des Schweizer Buchpreises steht, ist ein Freundschaftsbuch, das ganz besonders auch dieser Facette der Freundschaft Ausdruck verleiht. In diesem Fall der zwischen Ananke und der Erzählerin namens Ichor. Die beiden Mädchen sind Nachbarskinder und wachsen, eine Geschwister- und Kinderclique aus zwei Familien, wie Astrid Lindgrens *Kinder von Bullerbü* oder wie Enid Blytons *Fünf Freunde*, gemeinsam auf. Die Familien reisen zusammen in die Berge, wieder zu Hause ziehen die Kinder gemeinsam um die Häuser. Aber nur Ananke und Ichor sind das, was man Busenfreundinnen nennen könnte, die sich, als sie zum ersten Mal allein zusammen in die Stadt dürfen, Pyjamas im Partnerlook kaufen, einen in Blau für Ananke, einen in Rot für Ichor, und die Erzählerin erinnert sich daran, diesen Pyjama getragen zu haben, bis ihr die Hosenbeine nur noch bis zur Mitte der Waden reichen: „dir gefällt primär die Vorstellung, nachts, wenn du im dunklen liegst: ananke im selben pyjama, in derselben dunkelheit, vielleicht dieselben träume träumend.“

Wer je eine solche Kinderfreundschaft erfahren hat, die sich über Jahre erstreckt, wird sich vergleichbarer Szenen erinnern und versteht, wie nicht zuletzt durch das gemeinsame „Auf-der-Weide-Stehen“, durch das zunächst zufällige Zusammen-

halten von zweien und durch die gemeinsam erlebte Erfahrung zweier Körper im Raum, etwa im Schwimmbad, im Schulhof, im Klassenzimmer, ein Zustand erwächst, der zwei Freunde oder Freundinnen füreinander unentbehrlich werden lässt, bisweilen fast symbiotisch: „anfänglich unerklärt, der wechsel vom ich zum du.“ Es ist ein Zustand, der sich in der Konstellation von Ananke und Ichor derart festgeschrieben hat, dass er sich auch fortsetzt, als die beiden Mädchen zu jungen Frauen werden und Misstöne in ihrer Freundschaft aufkommen, als „Abnabelungskämpfe“ stattfinden, die beiden räumlich und affektiv Abstand voneinander suchen. Wie intensiv Ananke und Ichor aber tatsächlich einander verbunden waren, das bemerkt Ichor, als Ananke plötzlich und viel zu früh stirbt.

Proust lässt grüßen

Anna Stern hat mit *das alles hier. jetzt* auch ein Erinnerungs- und Todesbuch geschrieben, dessen Form zunächst ungewöhnlich, verwirrend wirkt. Stern wählt Mittel, die das zu Erzählende als das zugleich Unfassbare auf Distanz zu halten versuchen. Mit den mythisierenden, sprechenden Namen für ihre Protagonisten werden die Figuren zu Trägern von Ideen. Ananke ist in der griechischen Mythologie die Personifizierung des unpersönlichen Schicksals, Ichor bedeutet „das goldene Blut der Götter“. Swann, so ein weiterer Figurename, kann nicht nur als Anspielung auf Marcel Prousts Hauptfigur aus *À la recherche du temps perdu* gelesen werden, sondern auch als eine Anspielung auf einen Gletscher diesen Namens und auf das keltische Tierzeichen der Erzählerin, einen Schwan, wie es im Text einmal heißt. Es entsteht ein kunstvoll oszillierendes Gewebe von Bedeutungen und Verweisen, ein glitzernd-kluger Sprachfluss, der das Ineinander von Gegenwart und Erinnerung abbildet.



Der Tod zeigt, wie eng die Verbindung eigentlich war

FOTO: DAVID HORNBACH/ILLUSTRATION/PLAINPICTURE

somatischen Zustand mit dem Verstand zu fassen, ihm das Überwältigende zu nehmen, etwas Verlorenes zurückzuerobern: „es bleibt das bestreben, der zwang schon fast, den augenblick en detail festzuhalten, in regeln gehorchende worte zu bannen, im versuch, genau diesem augenblick zu entkommen, das hier zu verlassen und von außen, von oben auf den moment hinab-

Brennende Intensität. Ein Schmerz buchstäblich bis hin zum Kotzen

zublicken. du hältst an der hoffnung fest: die fixierung auf die einzelheit ein möglicher fluchtweg aus dem zusammenhang.“ Es ist auch der paradoxe Versuch, das Inakzeptable des Todes zu akzeptieren, der die unumstößliche, unhintergehbare Wirklichkeit einer irreversiblen Lücke für diejenigen setzt, die mit ihr leben müssen – lächerlich geröstet nur vom Wissen um die eigene Sterblichkeit, die der Erinnerung an die Verstorbenen ein Ende bereiten und damit diese Lücke schließen wird. Der so überraschende wie spektakuläre Ausgang von Sterns Roman hebt das Unerträgliche von Anankes frühem Tod raffiniert auf und bringt die kluge Erzählkunst der Autorin einmal mehr zum Leuchten..

das alles hier. jetzt Anna Stern
Salis Verlag 2020, 244 S., 24 €

Mithilfe unzähliger Nanobots

Science-Fiction Altmeister William Gibson beschreibt den Weltuntergang als rasanten Pop-Thriller

■ Florian Schmid

Noch bevor die Präsidentschaftswahl in den USA beginnt, hat Donald Trump in William Gibsons neuem Roman *Agency* schon mal die Wahl 2016 gegen Hillary Clinton verloren, und zum Brexit kommt es darin auch nicht, weil die Briten mit „No“ gegen den EU-Austritt stimmen. Wirklich helfen tut das aber wenig, denn diese Parallelwelt steht kurz vor einem Atomkrieg.

Mit dem fast 500 Seiten dicken *Agency* setzt der mittlerweile auch schon 72-jährige Cyberpunk- und Science-Fiction-Großmeister William Gibson seine vor vier Jahren mit *Peripherie* begonnene Trilogie fort. In *Agency* soll eine junge Tech-Angestellte namens Verity in San Francisco eine neuartige Künstliche Intelligenz testen. Eunice, wie sich diese KI nennt, hat Kontakt zu Menschen aus der Zukunft, die versuchen, das Geschehen im Jahr 2017 zu manipulieren und so den drohenden Atomkrieg zu verhindern. Außerdem ist eine halbseidene kalifornische Tech-Firma hinter ihr her und versucht sie entweder für sich zu gewinnen oder gleich ganz abzuschalten.

Denn Eunice streift alle Fesseln ab, breitet sich über die ganze Erde aus und beginnt nach eigenen Vorstellungen zu handeln.

Agency ist ein außergewöhnlicher Roman, der die Geschichte über ein futuristisches London Ende des 22. Jahrhunderts aus *Peripherie* fortschreibt, in dem gelangweilte Oligarchen und ihre Nachkommen, genannt die „Klept“, mithilfe eines Servers und Avataren zu verschiedenen Punkten der Vergangenheit reisen und auf diese Weise dort neue Zeitlinien beziehungsweise Parallelwelten entstehen lassen. In einer davon fängt besagte Eunice, die wohl sympathischste und charakterstärkste künstliche Intelligenz der bisherigen Literaturgeschichte, an, sich gegen die Bevormundung durch profitorientierte und autoritäre Kräfte zu wehren. Während die KI und ihre Freundin Verity durch das parallelweltliche San Francisco unserer jüngsten Vergangenheit stolpern, auf abgefahrene Partys und in wilde Clubs gehen, mit allen möglichen Tech-Firmen zu tun haben und auf Verfolgungsjagden durch die Stadt und das kalifornische Umland heizen, wird das alles in einem London knapp zweihundert Jahre später detailliert verfolgt. Mithilfe eines Avatars, der aus der Militärforschung

stammt und über den gleichzeitig bis zu drei Personen aus der Zukunft mit Verity und Eunice durch das San Francisco von 2017 jagen, soll die KI dabei unterstützt werden, durch fleißiges Networking die atomare Katastrophe zu verhindern.

Cosplay-Viertel, Implantate

William Gibson inszeniert dieses Endzeitdrama als schrillen Pop-Thriller, der von ganzen Cosplay-Vierteln und Straßenzügen bevölkernden Androiden im futuristischen London erzählt, wo unsichtbare Autos durch die Luft fliegen, gigantische Gebäude in den Himmel wachsen und jeder Mensch implantierte Kommunikationsmodule trägt. Es gibt sich bewegende Tattoos, die Haut mancher Menschen schillert in allen Farben und jede Menge anderer Körpermodifikationen kommen zum Einsatz. Aber in dieser zukünftigen hyperkapitalistischen Welt, die von einer Clique feudalistischer Oligarchen mit Erbrecht regiert wird, ist durch den sogenannten Jackpot, eine ganze Reihe von Pandemien, Kriegen und Umweltkatastrophen, die Erdbevölkerung um 80 Prozent dezimiert worden. Parallel zu dieser dystopischen, sich stets weiterentwi-

rin fertig werden muss, nicht ohne Weiteres zusammen.

Die brennende Intensität, mit der Ichor die zuletzt auf der Oberfläche erkaltete Freundschaft mit Ananke tatsächlich unter die Haut gegangen, in ihren Körper eingesunken ist, wird dadurch sichtbar. Die Worte der Erzählerin für ihren Schmerz, der aus dem unabänderlichen Verlust durch Anankes Tod für Ichor erwächst, einen Schmerz buchstäblich bis hin zum Kotzen, zum psychischen Zusammenbruch, müssen Gegenwart und Vergangenheit erst einmal zusammenbringen.

Sterns Erzählerin sucht dafür Worte, die zugleich detailliert und verdichtet, nüchtern und obsessiv wirken, die zugleich die Erinnerung lebendig halten und zügelvoll. Es ist der paradoxe Versuch, einen

land Emmerich über diverse Marvel-Verfilmungen bis hin zu Christopher Nolans Blockbuster *Tenet* (*der Freitag* 35/2020) so hingebungsvoll in Szene gesetzt wird, bedeutet bei Gibson nicht den drohenden finalen Endpunkt für die Menschheit, sondern wird zu einem festen Bestandteil im Ereignishorizont seines World-Building. Wobei er es schafft, diese düstere Dystopie als fast schon operettenhafte, bunte Science-Fiction zu inszenieren.

Die zentrale Frage, die sich die Figuren in diesem rasanten Roman immer wieder stellen, nämlich wozu die verschiedenen Zeitlinien und Parallelwelten – unter anderem gibt es auch ein heruntergekommenes White-Trash-Amerika Mitte des 21. Jahrhunderts – eigentlich erschaffen werden, darauf wird nur häppchenweise geantwortet. Auch wenn sich da in *Agency* schon erste Antworten abzeichnen, dürfte die komplette Auflösung erst der noch ausstehende Band drei der Trilogie bieten. William Gibson weiß es wirklich spannend zu machen.

Agency William Gibson Cornelia Holfelder-von der Tann und Benjamin Mildner (Übers.), Tropen Verlag 2020, 498 S., 25 €